

ELIAS J. CONNOR

Der Duft von
rotem Staub

Roman

FINN
Books
edition purerly

ELIAS J. CONNOR

Der Duft von
rotem Staub

Roman

FINN
Books
Malteser Verlag

Elias J. Connor

Der Duft von rotem Staub

Ein bewegender Roman über Verlust, Zugehörigkeit und die Kraft einer außergewöhnlichen Freundschaft. Eine Geschichte voller Weite, Gefahr und Hoffnung – und über die Frage, wie viel Freiheit ein Herz ertragen kann, ohne zu brechen.

Widmung

Für meine Freundin.

Muse, Ideenlieferin, Vertraute.

Ich danke dir, dass wir uns haben.

Du bringst das Licht in mein Leben.

Impressum

FINN Books Edition FireFly

c/o Elias J. Connor

Bahnhofstraße 10

50169 Kerpen/Germany

Autor: Elias J. Connor

Verlag: FINN Books Edition FireFly

Lektorat: FINN Books Edition FireFly

Korrektur: FINN Books Edition FireFly

Bei diesem Werk wurde partiell an manchen Sätzen und Absätzen das KI-Modell ChatGPT eingesetzt, jedoch nur an einigen Passagen, um einige Sätze oder Absätze zu verbessern. Für das Cover wurde das KI-Modell Dall-E verwendet. Das Urheberrecht liegt zu 100% bei Elias J. Connor.

Kapitel 1 - Ankunft

Der Bus fährt über eine Straße, die mehr rote Erde als Asphalt ist. Überall liegt dieser feine, trockene Staub, der bei jeder Berührung aufsteigt und wie ein Schleier über allem liegt. Die Hitze drückt vom Himmel herab wie eine schwere Decke; sie ist nicht mehr die saubere, gebügelte Wärme eines deutschen Sommers, sondern eine rohe, klebrige Präsenz, die an den Lippen haftet und die Luft flimmern lässt. Die Fenster sind offen, aber auch das ändert nichts daran, dass die Luft heiß bleibt, als sei sie in einem großen Ofen durch gewalzt worden.

Leonhard streckt den Kopf aus dem Fenster und lacht in einer Art, die selbst die Staub getränkte Ebene zu erfreuen scheint. Seine Stimme hat einen rauen Glanz bekommen, das Lachen einen Plan, eine Karte, die auf den Tisch gelegt wird.

„Stell dir das vor, Elsa, 200 Hektar, wenn wir Glück haben. Weidezäune, ein richtiges Gehöft. Keine Nachbarn, die uns vorschreiben, wann wir Rasen mähen müssen.“ Er klopft mit der flachen Hand gegen die Metallseite des Busses, als wolle er das Land wecken. In seinen Augen glitzert der Pioniergeist; die Jahre der Planung, die Karten auf dem Küchentisch, die Abendgespräche mit Bier und großen Plänen – all das findet in diesem Moment seinen Atemzug.

Elsa schaut nicht hinaus. Ihre Hände sind in ihrem Schoß gefaltet, die Finger kreisen nervös an einem weißen Taschentuch. Sie sieht die Gebirge in der Ferne, die flimmernden Linien am Horizont, die Akazien, die wie

vereinzelte Denkmäler stehen, und in ihrem Kopf sitzt das Bild von Dortmund: graue Straßen, der Kiosk an der Ecke, die Bäckerei mit dem Namen, den sie nie ganz richtig ausspricht. Sie hat ihre Bücher verkauft, den braunen, verzierten Fußabtreter verschenkt, die Nachbarin weinte halbwegs bei der Verabschiedung. Sie hatte gehofft, die Traurigkeit hinter sich zu lassen wie eine alte Jacke – stattdessen fühlt sie, wie etwas Neues an die Stelle tritt: die Einsamkeit der Fremde.

„Ich weiß nicht, ob das gut ist“, sagt sie leise, halb zu sich, halb zu ihm. „Was, wenn wir uns hier verlaufen?“ Sie stellt die Worte wie eine Frage in die Luft, aber der Bus saugt sie nicht auf. Sie haben kein Netz, sagt ihr der Gedanke, kein vertrautes Rückwegfähnchen.

Marjorie sitzt zwischen ihnen, die Beine eng an den Körper gezogen, das Haar in einem unordentlichen Zopf geknotet. Zehn Jahre, sagt ihr Pass, zehn Jahre, sagt die Lehrerin, zehn Jahre, sagt die Welt, die sie verlassen haben. Sie beobachtet. Nicht viel. Der Blick ist ruhig, fast reserviert, als wäre sie die Einzige, die eine Fremdheit nicht mit Lärm bekämpft, sondern still anschaut. Die Steppe wirkt auf sie wie ein ganz anderes Buch, dessen Seiten sich ohne Überschrift drehen. Dort ist keine Vertrautheit, keine zuvor betretene Treppe, kein Klassenraum mit Tischen in Reih und Glied. Die Menschen, die jetzt aus dem Bus aussteigen und sich strecken und pfeifend die Hitze weg winken, sind fremd genug, aber es ist die Landschaft, die ihr ein Gefühl gibt, das größer ist als Heimweh: Entfremdung.

Auf dem Hof steht bereits ein Mann mit sonnenverbrannter Haut, der winkt und sich bemüht, freundlich zu sein. Er kommt aus der Gegend, sein Gelächter ist rau, aber irgendwie echt.

Leonhard steigt aus, seine Bewegungen sind schnell, zielgerichtet; er nimmt den Mann in die Hand, redet laut, macht Pläne mit Worten, die wie Schaufeln klingen. „Wenn der Boden mitspielt, pflanzen wir dort Sorghum, vielleicht ein paar Obstbäume dort drüben. Schau dir die Aussicht an!“, sagt er, und die Hand des Nachbarn legt sich auf seine Schulter, als sei dies ein Pakt unter Männern, die die Erde als Versprechen begreifen.

Elsa steigt mühsam aus, als trüge sie etwas Unsichtbares mit sich, schwerer als Koffer. Sie atmet die Luft ein: sie schmeckt nach Eisen, nach verbranntem Gras, nach etwas Altbekanntem und Fremdem gleichzeitig. Ihre Knie zittern nicht, aber das Herz fühlt sich wie ein kleiner Vogel an, der in einer neuen Voliere schlägt. Sie versucht zu lächeln – für Leonhard, für Marjorie, für sich selbst – doch das Lächeln ist wie ein Briefumschlag ohne Text.

Marjorie bleibt sitzen, bis Leonhard sie ruft. Dann steht sie auf, zieht die kleine Tasche über die Schulter, die ihr als Handgepäck geblieben ist, und folgt. Die ersten Schritte über den roten Staub lassen kleine Wölkchen aufsteigen, die wie Erinnerungen zurückbleiben. Sie sammelt Momente wie Kiesel: das Kreischen einer Möwe, das Knirschen der Steine, das leise Rascheln von getrocknetem Gras. Ihre Nasenflügel weiten sich, die Augen nehmen Details auf, die vielleicht einmal wichtig sein werden: die gelblich-braune Färbung der Akazienrinde, die Art, wie der Wind kleine Wirbel aus Sand formt, die scharfe Silhouette eines weit entfernten Gebirges.

Die ersten Tage sind ein Knoten aus Anpassung und Ungeduld. Leonhard ist eine Maschine der Umwandlung: Pläne, Lärm, Zäune, Maschinen, Bestellungen aus Katalogen, Versprechen an sich selbst, dass das alles schweres, sinnvolles Arbeiten ist. Er spricht mit jedem, der

zuhört, organisiert, rechnet und zeigt Karten. Sein Kopf ist erfüllt von Linien, die er in die Landschaft ziehen will: Ein Zaun hier, ein Wasserloch dort, ein Hektar für Futter, ein Platz für ein Gewächshaus.

„Wir machen es richtig, Elsa. Keine halben Sachen. Wir lassen uns hier etwas wachsen, das uns gehört.“

Er sagt es ohne Bitterkeit, mit einer Art Überzeugung, die ansteckend ist, und die Männer vom Nachbarhof nicken und klopfen ihm auf die Schulter.

Elsa hört zu, aber ihre Gedanken sind wie zwei Kinder, die in verschiedene Richtungen zerren. Ein Teil von ihr bewundert ihn – seine Energie, seine Klarheit – ein anderer Teil ist wie ein verborgener Brunnen, dessen Wasser trüb ist. Sie hat die Landwirtschaft nicht gelernt wie er. Sie weiß, wie man einen Haushalt führt, wie man Kartoffeln kocht, wie man das Geld einteilt – aber in einer Welt, wo der Regen entscheidet, wie ein Jahr vergeht, fühlt sie sich klein. Die Farbe des Himmels hier ist anders, die Sprache der Leute ist anders, und in ihrem Inneren wachsen Fragen, die kein Mann leichtfertig mit einer Raute von Plänen beantworten kann: Was, wenn das Scheitern nicht nur Verlust ist, sondern ein Weg, den man nicht mehr zurückverfolgen kann?

„Du musst den Leuten hier vertrauen“, sagt Leonhard einmal, als sie abends auf der Veranda sitzen und der Himmel wie ein riesiges, glühendes Lineal über ihnen liegt. „Sie kennen Land, sie kennen Regenzeiten. Wir lernen. Wir sind nicht mehr in Dortmund, aber das heißt nicht, dass wir allein sind.“

Elsa dreht den Finger um den Rand des Bechers, aus dem sie schlürft, als sei es ein Taschentuch, das sie mustert.

„Ich weiß“, sagt sie, „aber ich habe Angst.“ Es ist keine dramatische Angst. Es ist eine leise, tiefe Sorge, die sich anfühlt wie eine alte Narbe, die bei Regen wieder schmerzt. „Ich habe Angst wegen Marjorie. Sie ist noch klein. Und wir sind fremd hier. Was, wenn sie nicht zurechtkommt? Was, wenn ich scheitere, sie an ein Land verliere, das wir nicht gewählt haben, und sie dann...“

Leonhard legt die Hand auf ihre und sieht sie mit seinen dunklen Augen tief an. Er versucht, sie zu beruhigen, mit Worten, die mehr nach Logik klingen als nach Trost.

„Elsa, du bist stark. Du wirst das lernen. Und Marjorie – sie ist ein hartes Kind. Sie ist neugierig. Gib ihr Zeit.“

Marjorie hört das Gespräch, aber sie sagt nichts. Sie ist nicht trotzig, nicht diesmal; sie fühlt sich eher wie ein Beobachter, ein kleines Gespenst, das durch die Räume der neuen Welt schwebt, registriert, sammelt. Der erste Abend auf dem Hof vergeht in einer Art vagen Erwartens. Die Möbel sind aufgestellt, die Betten gemacht, die Lampen leuchten in einem Licht, das nicht ganz vertraut ist. In ihrem Kopf ist das Zimmer wie eine Bühne, auf der sie nur Statistin ist.

In der Dunkelheit aber verändert die Steppe ihr Gesicht. Wenn die Sonne fällt, wird die Hitze nicht minder – sie legt sich wie ein Abschiedskuss über die Landschaft. Die Geräusche jedoch verändern sich: ein fernes Trommeln der Nacht, das Atmen der Tiere, die das Tageslicht meiden. Die Hyänen sind das Erste, was Marjorie aufschrecken lässt. In der Ferne, entlang der Dunkelheit, heulen sie in einer Kakophonie, die wie Gelächter und Hunger zugleich klingt. Es gibt etwas Urzeitliches in diesem Rufen, etwas, das die Haut kühlt, das die Zeit dehnt. Marjorie zieht die Decke bis

zum Kinn, hört die Stimmen der Erwachsenen nach, die leiser werden, und dann sind da nur noch die Hyänen.

Die Nacht ist lang. Sie liegt auf dem Rücken und starrt an die Decke, wo die Schatten der Äste sich abspielen wie Pflanzen auf einem Aquariumglas. Sie denkt an ihr Zimmer in Dortmund, an die Poster an der Wand, die Buchrücken, den warmen Geruch nach frisch gewaschenem Leinen. Sie denkt an den letzten Abend dort, an die Nachbarin, die ihr einen Kuss auf die Stirn gedrückt hat, und an den Nachbarjungen, der ihr zuzwinkerte. Die Erinnerungen sind wie kleine Boote, die auf einem großen, fremden Fluss treiben. Sie möchte sie an Land tragen, aber die Strömung ist stark.

Am nächsten Morgen ist alles anders – nicht besser, nicht schlechter, nur neu gezeichnet. Die Arbeit beginnt früh. Leonhard steht auf, als habe er einen Wecker im Blut; er schüttelt den Schlaf aus sich, zieht die Ärmel hoch und stürzt zur Arbeit. Elsa bewegt sich langsamer, aber zielstrebig; sie beginnt, Vorräte zu ordnen, den Kühlschrank zu inspizieren, Maßnahmen zu treffen, um den Haushalt in diesem fremden Rhythmus zu halten. Marjorie hilft, aber sie tut es mechanisch. Ihre Augen scheinen weiter zu sein als ihre Pflichten.

Die Tage werden zu einem Geflecht aus kleinen Punkten – der Zaun, der repariert werden muss; das Wasserfass, das neu installiert werden muss; die Gespräche mit dem Nachbarn über Wetter und Schafe; die Kinder im Dorf, die neugierig, aber vorsichtig sind. Jedes Gespräch mit den Einheimischen ist ein kleines Abenteuer, ein Balancieren zwischen Höflichkeit, Stolz und der Angst, Fehler zu machen. Elsa bemüht sich, die Wörter zu formen, die man hier spricht, doch die Grammatik liegt nicht in ihrer Zunge

wie ein vertrautes Schlüsselbund. Die Fremdsprache ist eine Wand, die sie beobachtet, anstatt sie zu durchbrechen.

„Willst du mit zum Markt?“, fragt Leonhard an einem Nachmittag. Seine Stimme ist freundlich, aber es klingt auch wie eine Einladung in eine neue Rolle: der Partner, der gefallen will, der Macher.

Elsa überlegt. Die Vorstellung, Menschen zu sehen, mit denen sie vielleicht etwas gemeinsam hat – Frauen, die verstehen, wie es ist, alleine zu stehen in einem fremden Land – reizt sie. Gleichzeitig ist da noch immer die Sorge um Marjorie. „Wirst du auf sie aufpassen?“, fragt sie.

„Natürlich“, antwortet Leonhard, aber in der Art, wie er das sagt, klingt eine leichte Ungeduld mit: die Ungeduld eines Mannes, der Arbeit sieht, wo eine Frau Kummer spürt. Es ist kein bewusstes Kränken, aber es formt eine Linie, die dünn ist und doch deutlich: Er begreift die Notwendigkeit der Dinge; sie begreift die seelischen Nöte. Die Welt wartet nicht auf Gefühle, schnurrt er in Gedanken, und diese Diskrepanz beginnt, still, aber stetig, zwischen ihnen zu wachsen.

In den folgenden Abenden kommen kleine Missverständnisse auf. Ein Wort wird zu einer Spitze, ein Blick zu einem Abgrund. Leonhard meint, dass Elsa zu ängstlich ist; Elsa meint, dass Leonhard ihre Sorgen nicht sieht. Beide sind müde, beide wünschen sich eine einfache Lösung, beide fühlen sich unverstanden. Die Risse sind nicht laut – sie sind die Art Risse, die entstehen, wenn zwei Menschen verschiedene Karten derselben Welt in den Händen halten. Marjorie sitzt dazwischen wie ein drittes Papier, das noch nicht mit der Tinte beschrieben ist. Sie hört das Klirren der Tassen, das Gemurmel, die beinahe

höflichen Zischlaute, und sie weiß, dass sich etwas ändert, etwas, das wachsen wird, wenn niemand es benennt.

Beim Einschlafen an diesem Abend hört sie wieder das Heulen der Hyänen, aber es ist nicht mehr nur Angst. Es ist ein Ton, der ihr etwas über die Welt sagt: dass sie nicht nur aus sicheren Gassen und bekannten Namen besteht, sondern dass draußen Dinge sind, die laut sind, die gefährlich sind, die aber auch die Rohheit des Lebens zeigen. Es ist ein Trost und eine Warnung zugleich.

Die Nacht senkt sich, und die Sterne blinken wie kleine Fragen. Die Familie Jensen liegt in getrennten Betten, unter derselben Decke, doch der Raum dazwischen ist dicht mit unausgesprochenen Sätzen. Die Reise hat begonnen, und mit ihr auch die Prüfungen: die Prüfung der Geduld, die Prüfung der Liebe, die Prüfung der Anpassung. Die Steppe atmet, und mit jedem Atemzug legt sie auf ihre neue Heimat etwas von ihrem eigenen Geruch: roter Staub, heißer Wind, eine Weite, die fordert.

Marjorie legt die Hand auf die Bettdecke, als ob sie etwas tasten möchte, das sie noch nicht gefunden hat. Sie schließt die Augen, und hinter den Lidern zieht ein Panorama vorbei: ein roter Horizont, eine Löwin in der Ferne, ein Kind, das nicht schreit. Sie legt ihren Kopf auf das Kissen und hört, wie die Nacht ihr erzählt, geduldig und hart zugleich, vom Leben, das nicht immer in geordneten Plänen verläuft. Und irgendwo, weit draußen, antwortet ein Rudel Hyänen mit einem Lachen, das sie in der Tiefe der Nacht wach hält – nicht aus Angst allein, sondern weil die Welt größer ist, als die Karten es je gezeigt haben.

Kapitel 2 - Erwartungen

Leonhard steht vor der Karte auf dem Küchentisch, die Finger markieren Linien, als wären es Zäune in seiner Hand. Die Karte liegt schwer unter seinem Ellbogen, vollgespuckt mit Notizen und kleinen, eilig hingeschriebenen Ideen: „Pumpe“, „Zaun“, „Sorghum-Feld“, „Wasserstelle“. Er misst nicht nur mit dem Maßband und dem Auge – er misst mit einem Willen, der in den vergangenen Jahren gewachsen ist wie ein Knoten im Brustkorb, ein Knoten, den er nun lösen möchte, indem er der Welt klare Grenzen gibt.

„Wenn wir dort das Wasser legen, dann können wir den Zaun dahin ziehen“, sagt er, als spräche er mit einem unsichtbaren Partner. „Die Windrichtung ist gut. Dann kriegen wir in zwei Jahren anständiges Vieh.“

Er spricht schnell, präzise, als würde er damit Lehmbrocken formen. Ein Zaun ist für ihn kein bloßes Stück Draht; ein Zaun ist Struktur, Kontrolle, ein Versprechen gegenüber einem unberechenbaren Land. Männer von benachbarten Farmen bleiben länger als nötig, sie reden von Wellblech, von Verträgen, von Möglichkeiten. Leonhard nimmt an, nickt, klopft, sendet Signale aus, die sagen: Hier ist einer, der handeln kann.

Elsa hört leise zu. Nicht aus fehlendem Interesse, sondern weil ihre Aufmerksamkeit wie ein zerbrechliches Glas in mehrere Richtungen zersplittert ist. Die Vorratsschränke müssen angeordnet werden, die Lebensmittel vor der Hitze geschützt, die Medikamente an einem kühlen Ort – als ob

sie durch Ordnung die Welt zähmen könnte. Sie notiert Listen, schreibt Mengen auf Zettel, faltet Papiere, die sie später nie wiederfindet. Es sind Kleinigkeiten, die im Alltag explosiv werden: Wie lagert man Zucker, wie vermeidet man, dass das Mehl von Termiten angefressen wird, wie kümmert man sich um die Nahrung eines Kindes, das nachts nicht mehr in sein altes Bett will?

Am Morgen klettert Leonhard auf den Anhänger, nimmt das Maßband, ruft Arbeiter zusammen. Die Sonne ist schon kräftig; sie gleißt auf Metall und aufgeschnittenem Erdreich. Er zählt Schritte, misst Feldstücke, diskutiert mit einem jungen Mann, der das Land kennt und morgens früh aufsteht wie ein Gebet.

„Wie meinten Sie?“, fragt der Fremde.

„Hier entlang, fünfzig Schritte, dann der Pfosten“, ordnet er an. Seine Stimme übertönt den Wind, als brauche es Lautstärke, um sich selbst zu beweisen. Er hat Pläne für Maschinen, für Dünger, für ein Leben, das sich selbst ernährt – Pläne, die wie Maschinen sind: effizient, stämmig, unromantisch.

Elsa bemüht sich, Kontakte zu knüpfen, aber die Sprache ist ein dichter Nebel. Sie versucht, freundliche Sätze zusammenzubauen, ein „Guten Morgen“ wird zu einem zusammengezogenen Laut, und die Antworten der Frauen im Dorf klingen wie Melodien, die sie nicht versteht. Sie steht in einer kleinen Gruppe, während die anderen lachen und Kuchen anbieten; sie lächelt höflich, nimmt das Stücken Brot, nickt, aber der Witz bleibt ihr verborgen. In Dortmund war sie geübt darin, sich in Gespräche einzufügen, Kaffee zu servieren, Sonntage zu planen. Hier ist die Heiterkeit eine andere, die Rituale anders angelegt – ein Tanz, dessen Schritte sie noch nicht kennt.

„Wir könnten am Samstag zum Markt fahren“, sagt eine der Frauen schließlich in einem schnellen Zulu-einflussreichen Dialekt, und Elsa lächelt, nickt, und notiert in ihrem Kopf die Hoffnung, etwas Bekanntes zu finden: Stoff, vielleicht Brot, vielleicht Gesichter, die ähnlich aussehen wie die, die sie kannte. Doch das Gespräch bleibt fragmentarisch, Wörter wie Fetzen in der Luft. Elsa geht nach Hause mit einem Gefühl, als sei sie durch eine Tür gegangen, hinter der jemand anders den Schlüssel hat.

Marjorie reagiert anders. Sie reagiert, wie Kinder oft reagieren, mit einem stummen Rückzug. Sie hat Rituale verloren, die ihr Halt gaben: die Nachmittage auf dem Schulhof mit dem Kaugummi-Tausch, die Verstecke unter dem Apfelbaum, das heimliche Kopfhörerhören. Hier ist der Takt nicht gegeben. Der Himmel ist weit, aber er ist kalt in seiner Größe; die Sonne brennt, der rote Staub legt sich in die Kleidung wie ein neues Kleid, das sie nicht ausgesucht hat. Sie beginnt, kleine Widerstände zu üben, nicht die großen Dramen, sondern die stillen, die in Häusern wachsen: ein nicht eingeräumtes Geschirr, eine verweigerte Begrüßung, ein flüchtiger Rauswurf ihres Rucksacks in die Ecke des Schuppens.

„Warum räumst du nicht wenigstens die Spülmaschine aus?“, fragt Elsa eines Nachmittags, als Marjorie wieder mit den Augen in der Ferne hängt und die Hände in den Taschen hat, als seien sie leer.

Marjorie zuckt mit den Schultern.

„Ist doch egal“, sagt sie leise. Nicht trotzig, eher wie einer, der die Energie sparen will, weil er weiß, dass Widerstand gegen etwas Großes wie ein Ozean vergeblich sein kann. „Es macht doch keinen Unterschied.“

Elsa fühlt sich getroffen. Sie hat das Haus aufgebaut, die Möbel gestrichen, die Bilder aufgehängt, weil sie dachte, mit Handfestem könne man Heim bringen. „Es macht einen Unterschied“, sagt sie härter, als sie wollte. „Es macht immer einen Unterschied. Wir tun das nicht für uns allein, verstehst du? Wir tun das für die Familie.“

Die Worte bleiben, als seien sie auf dem Zimmerboden gefallen und hätten sich nicht mehr aufgerappelt. Marjorie entzieht sich weiter, zieht sich in Bücher zurück, in eine kleine Welt aus Zeichnungen und Skizzen von Dingen, die in dieser Steppe nicht vorkommen: ein Fahrrad, eine Feuertreppe, ein Mülleimer mit Plakaten. Ihre Zeichnungen sind flach und scharfkantig, wie Erinnerungen, die sich selbst anmalen, um sichtbar zu bleiben.

Elsa hat schlaflose Nächte, in denen sie aufsteht, um die Fenster zu prüfen, Wasser zu prüfen, Vorräte zu inspizieren – Prüfungen, die sie in Deutschland nie hätte vollziehen müssen. Die hitzefesten Gläser, die Dosen mit Konservierungsstoff, die Art, wie die Sonne die Plastikdecken verbrennt – alles braucht Planung, Umsicht, eine andere Art von Intelligenz. Sie besucht drei Mal die Woche den Markt, spricht mit Händlerinnen, fragt nach Ratschlägen, sie notiert das Wochentransportfahrzeug, das zweimal im Monat kommt. Sie versucht, die harten Rechnungen zu lesen: Stromverbrauch, Dieselpreise, Lieferzeiten. Die Zahlen drehen sich in ihrem Kopf wie Kopfschmerzen. Manchmal, wenn sie denkt, niemand höre, flüstert sie: „Vielleicht war es ein Fehler.“

Leonhard hört das nicht als Bitte. Er liest diese Worte als Widerstand gegen seine Vision. In seinem inneren Atlas hat er diesen Schritt lange geplant, er hat Rechnungen gemacht, Bilanzen gesehen, hat seinem Vater gesagt, dass dies der richtige Weg ist. Er interpretiert Angst als

Widerspruch, als eine kleine Flamme, die das ganze Gebäude in Brand setzen könnte. „Du sagst immer, du hast Angst“, sagt er eines Abends, als sie mitten in einer Diskussion sitzen, das Abendessen noch halb auf dem Tisch. „Was erwartest du? Dass wir alles stehen und liegen lassen? Wir müssen durch. Wir sind hier, weil es nicht weitergeht in Dortmund.“

Die Worte kommen scharf. Sie sind nicht nur eine Verteidigung, sie sind ein Messer, das in die Nacht schneidet. Elsa zieht die Schultern hoch, als träfe das Messer nicht nur sie.

„Und was ist mit mir?“, fragt sie. „Was ist mit meiner Angst um Marjorie? Ich kann nicht die ganze Zeit nur funktionieren, Leonhard. Ich bin keine Maschine.“

„Du funktionierst doch. Du machst das. Du organisierst.“ Seine Stimme verliert einen Teil ihrer Wärme. „Aber du wehrst dich immer, als wäre das Leben eine Verhandlung.“

Das Gespräch fällt in Klumpen, in Missverständnisse. Sie reden aneinander vorbei. Er denkt in Plänen, sie denkt in Gefühlen. Er will die Welt formen, sie will in ihr atmen. Beide sind überzeugt von ihrer eigenen Wahrheit und haben nicht die Werkzeuge, die Brücke zu schlagen. Die Stille, die nach solchen Gesprächen entsteht, ist nicht gemütlich; sie ist ein Raum voller Dinge, die unausgesprochen bleiben, und diese Dinge setzen sich als unsichtbare Möbel in das Zimmer.

Am Abend, als sie zum Essen zusammen sitzen, ist die Luft schwer. Die Suppe dampft in den Tellern, das Licht über dem Tisch wirft Schatten auf die Gesichter. Leonhard spricht von einem neuen Plan mit einem Nachbarn, von einer Maschine, die es ihnen leichter machen soll. Elsa

antwortet mit einem Hinweis auf Vorräte, auf das, was heute fehlte. Marjorie sitzt ruhig, isst kaum, und beobachtet die Gesichter, die zu ihr gesprochen haben und deren Ausdruck sich verändert hat. Sie schaut nicht nur die Worte an, sie liest die Pausen, die nicht viel größer werden, wie Risse im Putz. Einmal sieht sie, wie ihre Mutter die Kaffeetasse fester umklammert, wie ihr Daumen blass wird.

„Kannst du nicht einfach einen Abend nichts planen?“, fragt Elsa plötzlich, und die Frage ist mehr ein Schrei, als dass sie ihn zum Befehl macht. „Nur einen Abend nicht an die Farm, nicht an Zäune denken?“

Leonhard stutzt.

„Wie soll das gehen? Die Zeit arbeitet gegen uns. Ohne Pläne kommen wir nicht voran.“

„Aber ohne uns geht es auch nicht.“ Elsa legt den Kopf schief, ein leiser Versuch, nicht zu verletzen, aber die Stimme bricht. Im Raum ist jetzt ein Knistern, wie wenn Stromkabel aneinander reiben. Marjorie fühlt, wie sich etwas in ihr zusammenzieht – sie hat nicht die Worte, die das aushalten könnten.

Das Schweigen kommt dann, nicht in einem einzigen Moment, sondern wie eine Welle, die sich langsam über den Tisch legt. Keiner weiß, wer das erste Wort sagen soll, das dieses dünne Eis bricht. Die Suppe kühlt, die Dörfer draußen schließen ihre Tore, und die Geräusche der Steppe kommen näher: ein Grillenzirpen, ein entferntes Bellen. Der Kühlschrank surrt, eine unschuldige Maschine, und dennoch ist es, als würden die Wände selbst den Atem anhalten.

Marjorie steht schließlich auf.

„Ich gehe schlafen“, sagt sie und vermeidet die Blicke, die vielleicht die unausgesprochenen Schuldzuweisungen enthalten könnten. Es ist eine Flucht, nicht laut, eher eine Rechnung, die sie öffentlich macht: Ich geh, weil ich nicht Teil davon bin. Die Schritte zur Tür sind leise, aber sie hinterlassen Spuren im Staub, wie kleine Erinnerungen an eine Flucht, die noch keinen Weg kennt.

Als die Tür schließt, bleibt das Knistern des Schweigens bestehen. Elsa gibt ein leises Seufzen von sich, das zugleich Erschöpfung und Erleichterung ist – Erleichterung, weil ein Konflikt sich nicht mehr wie ein übermannendes Geräusch durch das Haus frisst, Erschöpfung, weil die Stimme, die sie suchte, sich nicht findet. Leonhard starrt auf die Karte, als würde er mit ihr sprechen können. Seine Finger zeichnen Linien, die nicht nur Felder markieren, sondern auch Wege, die er jenseits der Familie zu gehen scheint.

In der Nacht liegt Elsa wach und hört die Geräusche: das entfernte Heulen der Hyänen, das Knacken im Gebälk, der flüsternde Wind durch die Dachpappe. Sie steht leise auf, geht zur Veranda, blickt in die Weite, wo die Silhouetten der Akazien wie dunkle Denkmäler stehen. Die Steppe ist ruhig, aber in dieser Ruhe liegt etwas Hartes – die Härte eines Landes, das weder Trost noch Mitleid besonders berücksichtigt. Sie denkt an Marjorie, an die Schule, an die vertrauten Gesichter in Dortmund, an die kleinen Gesten, die ein Zuhause geben. Sie denkt an die Entscheidung, die sie getroffen haben, und an die Dinge, die sie nicht bedacht hatte, weil sie zu sehr dem großen Plan folgte.

In einem improvisierten Tagebuch, das sie sich in den ersten Wochen zugelegt hat, schreibt sie kleine Sätze, die mehr eine Verhaftung der Wirklichkeit sind als ein Plan: „Einkauf beim Markt – zu laut“, „Wasserröhrchen reinigen –

lernen“, „Marjorie beobachten.“ Sie schreibt, um Notizen für das Leben zu haben, aber die Wörter sind auch eine Art sich selbst festhalten. Es ist eine Geste, nicht groß, aber notwendig.

Am nächsten Tag geht sie zum Markt, kauft Stoff, der nach Zuhause riecht – zumindest in ihrer Erinnerung. Die Verkäuferin, eine Frau mit faltiger Haut und warmen Augen, lächelt, als sie den Stoff zeigt. „Gut“, sagt sie, ein Wort, das in seiner Einfachheit wie ein Geschenk ist. Elsa lächelt zurück, nimmt die bestellten Dinge, fühlt einen kleinen Augenblick der Zugehörigkeit. Es ist nicht viel, aber es ist genug, um einen morschen Balken im Haus zu stabilisieren.

Doch die Balance ist brüchig.

In den kommenden Wochen häufen sich die kleinen Missverständnisse: Leonhard interpretiert Eskalationen als persönlichen Mangel an Anpassungswillen, Elsa empfindet seine Pläne als Taubheit gegenüber der wirklichen Not in ihrem Herzen, und Marjorie zieht sich weiter zurück, sammelt in sich die Fragen, die kein Erwachsener zu beantworten scheint. Die Farm schreit nach Arbeit, das Land verlangt Entscheidungen, und die Familie steht mitten darin wie eine kleine Flamme, die Wind ausgesetzt ist.

Der Alltag geht weiter, aber das Schweigen, das wie ein Riss durch das Haus zieht, bleibt. Es ist kein lauter Bruch; es ist ein unsichtbarer Grat, auf dem sie wandern. Jeder Schritt, jede Entscheidung kann ihn erweitern oder versuchen, ihn zu kitten. Und während die Tage vergehen, lernen sie alle auf je ihre Weise, dass Einwanderung nicht nur ein Kartenausschnitt ist; sie ist ein inneres Wüten, ein langsames Verhandeln mit sich selbst, mit der neuen

Sprache, mit der Entfernung von bekannten Ufern. Die Steppe beobachtet still – groß, alt, geduldig – und wartet ab, wer von ihnen dranbleibt und wer sich von der Hitze und der Einsamkeit fortspülen lässt.

Kapitel 3 - Roter Staub

Der Himmel zieht sich zusammen, als wäre er ein schweres Tuch, das jemand von der anderen Seite des Horizonts heranzieht. Zuerst ist es nur ein Flirren, ein Flüstern aus Richtung der Berge; dann füllt sich die Luft mit einem Geräusch, das keine Sprache ist – ein tiefes, rollendes Atmen, als hätte die Erde selbst den Atem angehalten und seinen Staub aufgewirbelt. Die Sonne verschwindet hinter einem Schleier aus Rot, und die Welt wird schneller, als es die Menschen sind.

„Kommt rein!“, ruft Leonhard, ohne dramatisch zu klingen, eher wie ein Mann, der Befehle an die Elemente richtet und darauf vertraut, dass sie ihn hören. Seine Stimme hat die übliche Bestimmtheit, die in den letzten Wochen so oft die Kluft überbrückt hat, aber jetzt klingt sie auch rauer. Er eilt über den Hof, die Bewegungen groß und praktisch, die Ärmel hochgekrempelt, die Hände voller Pläne, die plötzlich wertlos erscheinen. „Fenster zu! Türen zu! Wir müssen alles sichern!“

Elsa läuft hinter ihm her mit einer Schüssel in der Hand, die Einkäufe vom Markt noch halb darin: Tomaten, ein Bund krausen Koriander, eine Packung Mehl. Der Wind hat schon begonnen, mit ihr zu zerren, kleine Kiesel rollen über den Boden wie nervöse Insekten. Sie schafft es, die Vorratshütte zu verriegeln, ramscht die Tür zu und stellt Kisten davor, während ihr Herz schneller klopft. Nicht Angst um die Sachen – das lässt sich ersetzen – sondern die Ahnung, wie zerbrechlich damals getroffene

Entscheidungen sein können, in einem Land, das nicht nach ihren Gewohnheiten fragt.

Marjorie ist draußen, weil sie draußen sein will. Sie steht auf der niedrigen Veranda und hält sich am Pfosten fest, ihre Haare peitschen um ihr Gesicht, rote Strähnen mischen sich in den Zopf. Der Wind trägt den Staub in feinen, Schnee vergleichbaren Fäden, er legt sich in ihre Augen, in die Ohren, kriecht unter den Kragen. Es ist beängstigend und berauschend zugleich: die Welt hat ein neues Gesicht bekommen, eines, das sich nicht an Regeln hält. Sie liebt dieses Gefühl, das kribbelnde Rauschen des Unbekannten gegen ihre Haut.

„Komm rein, Marjorie!“, ruft Elsa, aber es ist nicht nur die Sorge der Mutter, die ihre Stimme leitet; es ist die Instinktwarnung einer Frau, die schon zu oft gesehen hat, wie die Natur Menschen klein macht. Marjorie zögert, will noch einen Blick, noch ein Stück dieser rauen Größe sammeln, die sie so seltsam anzieht. Sie hat das Gefühl, der Wind könnte ihr etwas sagen, vielleicht ein Geheimnis, das nur die weiten Ebenen kennen.

Ein alter Nachbar kommt des Weges. Er ist gebeugt, die Schultern von der Sonne gebräunt, das Gesicht gerillt wie altes Leder. Sein Hut ist tief in die Stirn gezogen, der Schal hat Sandvibrationen in seinen Fasern. Er spricht schnell, mit der rauen Musik eines Mannes, der mit dem Land lebt und dem die Gefahr nicht fremd ist. Er bleibt stehen, stellt sich breitbeinig in den Wind, als müsse er ihm die Stirn bieten.

„Sand zieht auf, Kindchen“, sagt er zu Marjorie, als wären die Worte ein altes Lied. „Das ist nichts, was man unterschätzt. Die Wüste ist unberechenbar.“ Sein Blick gleitet zu Elsa, bleibt für einen Moment auf Leonhard, und

etwas in seinem Gesicht sagt: Ich kenne diese Menschen, die ans Land glauben wie an ein Versprechen. „Ihr seid nicht die Ersten, die hierher kommen und denken, sie könnten die Welt an sich binden. Die Tiere merken das. Die Steppe spürt es.“

Marjorie lauscht. In seinen Worten sind Bilder: Löwen in der Dämmerung, Hyänen, die in der Nacht fressen, Schakale, die nachtaktive Wege gehen. Für ein Kind sind solche Bilder Märchen, aufregend, gefährlich, geheimnisvoll. Doch die Stimme des Mannes enthält die andere Seite: die nüchterne Warnung, die Erfahrung, die sich nicht in Geschichten kleiden lässt. Für Marjorie ist das wie ein Hörspiel, in dem jedes Knarren und Heulen Platz hat.

„Sind Löwen denn wirklich so nah?“, fragt sie, halb forsch, halb suchend nach einem Abenteuer, das ihr den schwarzen Fluss aus Heimweh überbrücken könnte.

Der Nachbar lacht, ein kurzes Geräusch, das nicht unfreundlich ist.

„Manchmal sind sie nah. Manchmal sind sie weit. Es kommt darauf an, ob du ihnen etwas gibst, was sie nicht haben sollten. Haltet die Hunde drin, wenn ihr welche habt. Lasst kein Fleisch offen liegen. Respektiert die Nacht. Dann können sie euch achten.“ Seine Augen ruhen auf Marjorie für einen Moment länger, als hätten sie die Fähigkeit, ihre Unsicherheit zu sehen. „Und vor allem: Geh nie allein in die Dunkelheit.“

Seine Worte bleiben wie Kiesel in Marjories Brust. Sie wendet den Blick zum Horizont, wo der Sand in einem Band heran fegt, als würden Meere zusammenstoßen. Der Nachbar nickt, hebt den Hut, und geht mit gebücktem

Gang davon, verschwindet in einer roten Wand, die bald alles verschluckt.

Der Sturm trifft mit einer Gewalt, die niemand erwartet hat. Es ist kein sanftes Aufwirbeln – es ist ein Angriff der Elemente. Die Luft füllt sich mit Staub, der so dicht ist, dass die Welt in Rot getaucht scheint. Der Horizont verschwindet, Bäume werden zu schemenhaften Gestalten, alles wird zu einer fließenden Masse aus Sand. Es ist, als ob die Erde husten würde; kleine Steinchen schlagen gegen die Fenster, das Wellblech klappert, ein Geräusch wie tausend Finger, die an die Tür trommeln.

Im Haus ist es ein anderes Theater. Elsa steht in der Vorratskammer, die Tür von innen verriegelt, und schiebt Konserven näher aneinander. Die Vorräte klappern, die Dose Mehl rutscht sachte ins Regal, eine Dose fällt – ein kleines Scheppern voller Dramatik, als wäre es das Signal, das alles ins Rollen bringt. Ihre Hände zittern nicht stark, aber sie spürt, wie in ihr ein alter Brunnen aufbricht: Gedanken an das, was sie zurückgelassen hat, die Nachbarin, die ihr Tuch gereicht hat, das Leben in Dortmund, das jetzt wie eine andere Person lebt. Die Worte in ihrem Herzen sammeln sich zu einem leisen Requiem. Sie vergräbt ihr Gesicht in den Arm, atmet die Tücher, riecht noch einmal das Brot, das sie frisch gekauft hat, und lässt ein paar Tränen fallen. Nicht laut, nicht zur Schau gestellt – wie eine Flut, die langsam in den Sand sickert.

Leonhard ist draußen, weil er draußen sein muss. Ein Mann, der Zäune plant, sieht den Wert der Schürze, die der Sturm über die Felder legt. Er steht mit dem Rücken zum Wind, die Haare wie Stacheln vom Staub, ruft den Arbeitern, zeigt, befiehlt. Sein Ärger hat etwas Bedrohliches: nicht nur die Saat, die verweht ist, sondern das Gefühl, dass seine Pläne gegen die rohe Wirklichkeit

Elias J. Connor

Auswahl an Werken von Elias J. Connor

- Der Duft von rotem Staub (Afrika-Abenteuerroman)
- Zwischen Feuer, Wasser und Eis (Fantasy-Epos, Neuversion der ANSHALYN Reihe)
- Naytnal (siebenteilige Fantasy-Serie, bestehend aus The awakening; The endless search; Dust of the twilight; Fallen dreams; Voices from eternity; The legacy; The last emperor)
- Das Kristallkind (Science-Fiction/Fantasy)
- Der Fall Lucas De Jong (Krimi)
- Der Werwolf von Alt-Kaster (Horror)
- Influencer (Sozialdrama)
- Dreizehn (Jugenddrama)
- Svantje – Schrei in der Dunkelheit (Familiendrama)
- Die Legende des Thunderbird; Die Wächter der Träume; Die sieben Leben (Kitty Linnore; Neuversion der Naytnal-Reihe)
- Benjamin (autobiografisches Sozialdrama)
- Der tödliche Biss der Vogelspinne (Thriller)

- Von Anfang an (Thriller)
- Kiras Netzwerk (Science Fiction)
- Anshalyn (zweiteilige High Fantasy-Reihe, bestehend aus Königin der vier Welten; Die Rückkehr der Dämonen)
- Ohne ein Wort (Familienchronik)
- Meyra (am Ende dreiteilige Vampir-Romance, bestehend aus Meyra – A vampire fairytale; Meyra – A vampire chronicle; Meyra – A vampire history)
- The story of Hannah Fanning (am Ende vierteilige Fantasy-Reihe, bestehend aus Eleven hills; Eleven seas; Eleven temples; Eleven nights)
- Außenseiter (Mobbing-Drama)
- Voices of the universe (Musical-Drama)
- Das Haus in Schwarz (Horror)
- Lovelights – Benjamin und Jane (Liebesroman)
- Die Insel (Fortsetzung von Lovelights – Benjamin und Jane)
- Come and kiss me saltwater (Liebesroman)
- The Underground Wars (dreiteilige Fantasy-Reihe, bestehend aus Jenseits der Wirklichkeit; Das Vermächtnis des Cocoon; Die Wächter der Unsterblichkeit)
- Die Kinder des Ghettos Blackwood (historisches Drama)

- Das Flüstern im Wind (Kindheitstrauma-Drama)
- Verlorene Seele (Thriller)
- Nevea (Psychothriller)
- Die Briefe der Engel (Briefroman)